

Volker Ullrich

Deutschland 1923 · ·

.....
Unkorrigierte Leseprobe

Sperrfrist für Berichterstattung:

15. September 2022

Jegliche Form der Berichterstattung vor Ablauf
der Sperrfrist ist nur mit vorheriger schriftlicher
Genehmigung des Verlags C.H.Beck erlaubt.
Vielen Dank für Ihr Verständnis.

Volker Ullrich

Deutschland 1923 · ·

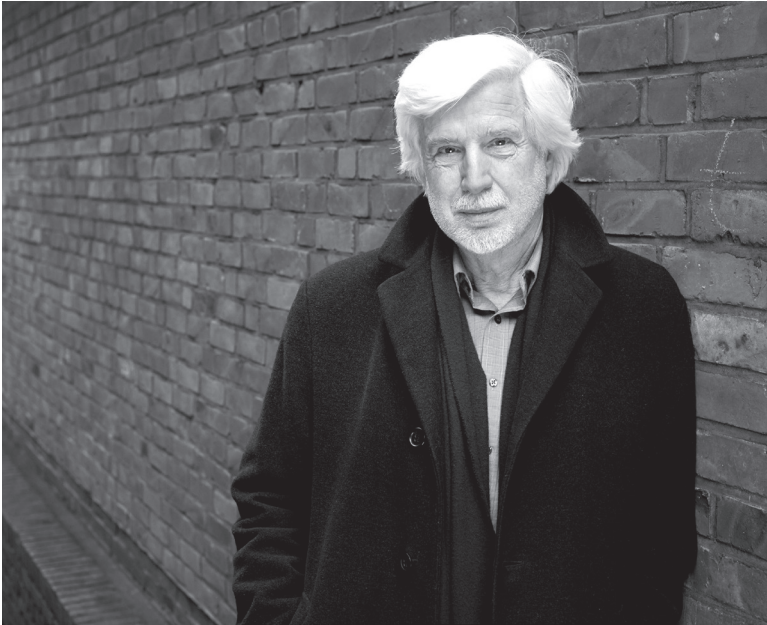
Das Jahr am Abgrund

C. H. Beck

Zum Buch • • • • • • • •

«Kein Volk der Welt hat erlebt, was dem deutschen ‹1923›-Erlebnis entspricht», schrieb Sebastian Haffner im englischen Exil, und Stefan Zweig befand, dass die Geschichte noch «nie eine ähnliche Tollhauszeit in solchen riesigen Proportionen produziert» habe. Volker Ullrich erzählt auf breiter Quellenbasis die Geschichte dieses Jahrs am Abgrund, das in manchem auf fatale Weise an die heutige Gegenwart erinnert. Nach der vielgerühmten Hitler-Biografie und dem Bestseller «Acht Tage im Mai» legt der renommierte Journalist und Historiker nun das Panorama einer aus den Fugen geratenen Zeit vor, wie es spannender kaum sein könnte.

Über den Autor · · · · ·



© Gunter Gluecklich

Volker Ullrich ist Historiker und leitete von 1990 bis 2009 bei der Wochenzeitung «Die Zeit» das Ressort «Politisches Buch». Zu seinen Werken gehören die zweibändige Biografie «Adolf Hitler» (2013 und 2018) sowie der Bestseller «Acht Tage im Mai» (2020).

.....

© **Verlag C.H.Beck** oHG, München 2022

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Französischer Soldat im Ruhrgebiet, 1923

© ullstein bild, Berlin

Druck und Bindung: Beltz, Bad Langensalza GmbH

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

Werbemittel-Nummer 258216



klimateutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Inhalt

Vorwort 000

Kapitel I:

Ruhrbesetzung und Ruhrkampf 000

Die Vorgeschichte: der Streit um die Reparationen – Josef Wirths «Erfüllungspolitik» – Raymond Poincarés Suche nach «produktiven Pfändern» – Die Bildung der Regierung unter Wilhelm Cuno – Einmarsch französischer und belgischer Truppen ins Ruhrgebiet – Reaktionen in Deutschland: Öffentlichkeit, Regierung, Unternehmer, Gewerkschaften und Parteien – Passiver Widerstand – Gegenmaßnahmen der Besatzungsmächte – Gewaltsame Zusammenstöße: Der «Essener Blutsamstag» – Sabotageakte: Leo Albert Schlageter – Drängen auf Verhandlungen – Neue deutsche Vorschläge zur Reparationsfrage – Verschärfung der ökonomischen und sozialen Krise im Sommer 1923 – Das Ende der Regierung Cuno.

Kapitel II:

Von der Inflation zur Hyperinflation 000

Ursachen der Inflation – Phasen der Geldentwertung – Der Schock des Rathenau-Mords: Beginn der Hyperinflation – Die Wirkung des passiven Widerstands: der Todesstoß für die deutsche Währung – Verlierer und Gewinner der Inflation – Hugo Stinnes – Schlaraffenland für Ausländer – Folgen für die Sozialmoral: Entwertung aller Werte – Die «Inflationsheiligen» – Herausbil-

Kapitel V:

Der Ruf nach der Diktatur · · · · · 000

Stinnes' Szenario für eine diktatorische Krisenlösung – Autoritäre Sehnsüchte seit 1918 – Werben um den Chef der Heeresleitung, Hans von Seeckt – Pläne für die Einsetzung eines Direktoriums – Bayern als Zentrum rechter Umsturzpläne – Vom «Trommler» zum «Führer»: Hitlers Anziehungskraft – Beginnender Führerkult – Antisemitische Hetze und Gewalt in München – Putschgerüchte – Hitlers Reise in die Schweiz – Der «Deutsche Tag» in Nürnberg: Schulterchluss zwischen Hitler und Ludendorff – Rivalität zwischen dem Triumvirat Kahr, Lossow, Seißer und den putschbereiten Kräften der NSDAP – Seeckts Intrige gegen Stresemann – Hitlers Entschluss zum Losschlagen – Der Putsch im Bürgerbräukeller – Das Scheitern des Putsches – Reaktionen in Berlin: Übertragung der vollziehenden Gewalt auf Seeckt – Bilanz: die Umsturzgefahr von rechts vorerst gebannt.

Kapitel VI:

«Los von Berlin». Separatistische Bewegungen

im Rheinland und in der Pfalz · · · · · 000

Separatistische Strömungen im Rheinland nach 1918: Motive und treibende Kräfte – Hans Adam Dortens frühe Rheinstaatsbestrebungen – Wiederaufleben des Separatismus im Krisenjahr 1923 – Die «Vereinigte Rheinische Bewegung» – Der Düsseldorfer «Blutsonntag» – Ausrufung der «Rheinischen Republik» und ihr Scheitern – Separatismus in der linksrheinischen Pfalz nach 1918 – «Los von Bayern»: Johannes Hoffmanns missglückte «Pfalzaktion» – Auf verlorenem Posten: Die Regierung der «Autonomen Pfalz» unter Josef Heinz Orbis – Konrad Adenauers Projekt einer «Westdeutschen Republik» im Rahmen des Reichsverbandes – Das Treffen in Hagen: Zusammenstoß Adenauers mit Stresemann – Die zwielichtige Haltung der französischen Regierung zu den separatistischen Bestrebungen.

Kapitel VII:

Auf dem Weg zur Stabilisierung: Von Stresemann zu Marx · · · · 000

Höhepunkt der Hyperinflation – Pogrom im Berliner Scheunenviertel – Das «Wunder» der Rentenmark – Das MICUM-Abkommen – Der Sturz Stresemanns – Bilanz seiner Kanzlerschaft – Die Rückkehr von Kronprinz Wilhelm nach Deutschland – Droht eine Diktatur Seeckts? – Die mühsame Suche nach einem Nachfolger Stresemanns: Das Kandidatenkarussell – Wilhelm Marx und sein Minderheitskabinett – Das zweite Ermächtigungsgesetz – Maßnahmen zur Stabilisierung von Wirtschaft und Finanzen – Das Ende von Adenauers Weststaatsplänen – Kommentare zum Jahresende 1923.

Kapitel VIII:

Kultur im Schatten der Krise · · · · · · · · · · · · · · · · 000

Der kulturelle Aufbruch in der Nachkriegszeit – Aufschwung des Kinos – «Das Cabinet des Dr. Caligari», «Dr. Mabuse, der Spieler», «Nosferatu» – Stars des Stummfilms: Asta Nielsen, Henny Porten, Emil Jannings – Histo-rienschinken: «Fridericus Rex» – Das Gegenprogramm: Die Filme Charlie Chaplins – Theater in den frühen zwanziger Jahren – Regisseure: Max Reinhardt, Leopold Jessner, Erwin Piscator – Kritiker: Die Antipoden Alfred Kerr und Herbert Ihering – Eine Entdeckung: die Schauspielerin Elisabeth Bergner – Expressionistische Dramatiker: Georg Kaiser und Ernst Toller – Magnet Berlin: Bertolt Brecht, Joseph Roth, Franz Kafka – Russische Emigration in Berlin – Dada, George Grosz und der Malik Verlag – Walter Gropius und das Bauhaus in Weimar – Das neue Massenmedium des Rundfunks.

Kapitel IX:

Ausblick · 000

Weltpolitischer Szenenwechsel 1923/24 – Beilegung des Konflikts Bayern - Reich – Aufhebung des militärischen Ausnahmezustands – Hitler-Prozess in München – Auslaufen des Ermächtigungsgesetzes – Sezessionsbewegung in der DVP – Tod von Hugo Stinnes – Der Dawes-Plan zur Lösung der

Reparationsfrage – Reichstagswahlen – Eintritt der DNVP in die Regierung?
– Das zweite Kabinett Marx – Die Londoner Konferenz: Vereinbarung über
die Räumung der besetzten Gebiete – Der Kampf um die Annahme der
Dawes-Gesetze – Das Ende der Nachkriegszeit – Die «goldenen Zwanziger»
– Trügerische Stabilität – Kabinettskrisen und Regierungswechsel – Wahl
Paul von Hindenburgs zum Reichspräsidenten – Auf dem Weg zum Präsidential-
regime – Nachwirkung des Inflationstraumas – Von 1923 zu 1933?

Anhang · · · · · 000

Anmerkungen

Quellen und Literatur

Dank

Bildnachweis

Personenregister

II.

Von der Inflation zur Hyperinflation · · ·

Am Morgen des 12. August 1923 fuhr Thea Sternheim, die Frau des Dramatikers Carl Sternheim, mit ihren beiden Kindern zum Einkauf nach Dresden: «Da die übliche Jagd nach Lebensmitteln. Keine Butter, kein Ei, drei Pfund Fleisch kosten 3 000 000 Mark.» Dass am selben Tag die Regierung Cuno zurückgetreten war, erwähnte Thea Sternheim in ihrem Tagebuch mit keinem Wort. Auch Victor Klemperer, Professor für Romanistik an der Technischen Hochschule in Dresden, war der Abgang Cunos nur eine Zeile wert. Beherrschendes Thema war auch in seinen Tagebuchaufzeichnungen die rasende Geldentwertung, von der die Annoncen in der Zeitung vom 12. August einen plastischen Eindruck vermittelten: «Renner, ein billiges Warenhaus, zeigte an: Herrenstiefel 16 ½ Mill., Herrenhosen 6,5 Mill., Mützen 3,6 Mill., Damenkleider 55,41, ein billigstes nur 5,740 Millionen. Damenstrümpfe, die billigsten ½ Million usw. usw.»

Nationalistische Kreise in Deutschland machten die horrenden Reparationsleistungen für die galoppierende Inflation verantwortlich. Doch die Ursachen lagen tiefer und reichten bis in die Zeit des Ersten Weltkriegs zurück. Das Deutsche Reich hatte den Krieg nicht durch eine Erhöhung der Steuern, sondern überwiegend durch inländische Anleihen finanziert – in der Erwartung, dass man die Rückzahlung den besiegten Gegnern aufbürden könne. Außerdem hatte die Reichsbank, da die Erträge aus den Anleihen seit 1916 zur Deckung der explosiv steigenden Kriegskosten nicht mehr ausreichten, eine sehr lockere Kreditpolitik be-

trieben. Der Geldumlauf erhöhte sich zwischen dem 1. August 1914 und 1. Dezember 1918 von 2,9 auf 18,6 Milliarden Mark. Die Gesamtverschuldung des Reiches belief sich bei Kriegsende auf 156 Milliarden Mark. Allein der Zinsendienst für diese riesige Summe verschlang im letzten Kriegsjahr 90 % der ordentlichen Reichsausgaben. Faktisch war der Außenwert der Mark im Vergleich zur Vorkriegszeit um fast die Hälfte gesunken.

«Das alte Regime hat diesen Krieg geführt wie ein verzweifelttes Hazardspiel, bei dem alles auf eine Karte gesetzt wurde (...)\», bemerkte der Wirtschaftsjournalist Felix Pinner im «Berliner Tageblatt» Ende Dezember 1918. «Sinnlose Überpreise wurden bewilligt, um die Produktion anzuregen. Die hohen Preise zogen hohe Löhne nach sich und umgekehrt. Die bis zu einem gewissen Grade unvermeidliche Inflation nahm einen unheimlichen Umfang an.»

Ein währungspolitischer Neuanfang wäre also nach 1918 notwendig gewesen. Doch davor schreckten die demokratischen Nachkriegsregierungen zurück. Die Aufrechterhaltung des sozialen Friedens war ihnen wichtiger als die Sanierung des Reichshaushalts und die Stabilisierung der Währung. Um die Folgelasten des verlorenen Krieges zu finanzieren, setzten sie die inflationäre Politik fort. Millionen Soldaten mussten demobilisiert und wieder in den Arbeitsprozess eingegliedert, Kriegsopfer und Erwerbslose unterstützt, die Wirtschaft durch staatliche Subventionen auf Friedensproduktion umgestellt, Betriebe für den Verlust ihres Besitzes in den abgetretenen Gebieten entschädigt werden. All das trieb die Staatsverschuldung in neue Höhen. Hinzu kam eine kräftige Steigerung von Löhnen, Gehältern und Sozialleistungen nach dem Krieg. Staat, Unternehmer und Gewerkschaften sahen darin ein probates Mittel, um revolutionären Unruhen vorzubeugen und einer Radikalisierung der Arbeiterschaft zu begegnen. So bildete sich in den ersten Nachkriegsjahren ein regelrechter «Inflationskonsens» zwischen den relevanten gesellschaftlichen Gruppen aus.

Auch die von Reichsfinanzminister Matthias Erzberger im Juli 1919 vorgelegte Finanzreform änderte daran nichts Grundlegendes. Sie si-

cherte zwar die Finanzhoheit des Reiches gegenüber den Ländern und schuf die Grundlage für ein modernes Steuersystem. Durch ein ganzes Bündel von Gesetzen – darunter auch eine einmalig erhobene Vermögensabgabe im Dezember 1919 – wollte Erzberger die vermögenden und besitzenden Schichten stärker zur Kasse bitten. Doch gelang es nicht, die Inflation und die Staatsverschuldung wirksam einzudämmen. Höhere Abgaben auf Vermögen und Einkommen wurden von den Unternehmern auf die Preise abgewälzt. Und nach wie vor blieben die Einnahmen hinter den Ausgaben zurück, konnte die Lücke nur durch die Aufnahme von neuen Schulden geschlossen werden. 1920 lag die Gesamtschuld des Reiches bereits bei 184,9 Milliarden Mark, 1921 stieg sie auf 248,8 Milliarden Mark an.

Andererseits bot die Inflation der deutschen Wirtschaft einige beachtliche Vorteile. Die billige Mark begünstigte den Export. Anders als die anderen großen Industrieländer des Westens, die nach dem Krieg in eine schwere Rezession hineinsteuerten, erlebte Deutschland in den Jahren 1920 bis 1922 eine Sonderkonjunktur. Die Arbeitslosigkeit blieb konstant niedrig und erreichte im Oktober 1921 mit 1,2 % einen Tiefstand. Im selben Monat beobachtete der Berliner Korrespondent des «Manchester Guardian»: «Die Geldentwertung hat drei Folgen: Erstens blüht die deutsche Industrie in beispielloser Weise. Die Gewinne sind enorm, große Dividenden werden gezahlt, der Export ist angeregt, die Produktion steigt, und die Arbeitslosigkeit ist fast verschwunden. Zweitens steigen die Lebenshaltungskosten, und der Lebensstandard sinkt. Drittens haben andere Länder härter denn je mit der deutschen Konkurrenz zu kämpfen.»

Und noch einen Vorteil bot das Treibenlassen der Inflation: Es erleichterte der Reichsregierung, die tatsächliche Leistungsfähigkeit der deutschen Wirtschaft gegenüber den Alliierten zu verschleiern und ihnen die Unerfüllbarkeit der Reparationsforderungen vor Augen zu führen. Der Verdacht insbesondere der französischen Regierung, dass die Deutschen den Wert ihrer Währung bewusst verfallen ließen, um sich ihren Verpflichtungen zu entziehen, war insofern nicht von der Hand zu weisen.

Im Januar 1921 erklärte Walther Rathenau in einer Sitzung des Auswärtigen Amtes, er fürchte die Inflation nicht. Um einer Wirtschaftskrise wie in England «einen Damm entgegenzusetzen zu können», empfahl er, «die Notenpresse noch etwas mehr arbeiten (zu) lassen»: «Es sei nicht richtig, wenn man sage, die Notenpresse mache uns kaputt.»

• • • • •

Allerdings entwickelte sich die Inflation nicht gleichmäßig, sondern in Schüben. Zwischen Frühjahr 1919 und Frühjahr 1920 verlor die deutsche Währung rasch an Wert. Der Wechselkurs, der vor dem Krieg bei 4,20 Mark für einen Dollar gelegen hatte, sank im Mai 1919 nach Bekanntwerden der harten Bedingungen des Versailler Vertrages auf 13,50 Mark und stand am Ende des Jahres bei 49 Mark. Nach einem weiteren dramatischen Kurssturz – im Februar 1920 mussten für einen Dollar über 90 Mark bezahlt werden – setzte eine Periode relativer Stabilisierung ein, die bis zum Sommer 1921 anhielt. Im Juli 1920 erreichte die Mark mit 37,95 sogar den niedrigsten Stand gegenüber dem Dollar seit über einem Jahr. Zwischen Oktober 1920 und Juni 1921 schwankte der Wechselkurs zwischen 62 und 75 Dollar. Es schien, als habe sich die deutsche Währung endgültig erholt. Im Vertrauen auf eine weitere Wertsteigerung der Mark floss viel spekulatives ausländisches Kapital nach Deutschland und trug zur Stützung des Kurses bei.

Doch nach der Annahme des Londoner Ultimatums vom Mai 1921, mit dem die Alliierten ihre Reparationsrechnung präsentierten, begann der Außenwert der Mark im Juni erneut zu fallen, erst langsam und seit Oktober 1921 immer schneller. Im Dezember 1921 stand der Kurs bereit bei 217 Mark für einen Dollar. Zur gleichen Zeit lag die Arbeitslosenquote bei 1,6 %. In seiner Neujahrsbetrachtung 1922 schrieb Georg Bernhard in der «Vossischen Zeitung»: «Dass die Inflation in Deutschland abgebaut werden muss, ist nun allmählich zu einem Schlagwort geworden.» Es habe sich aber bisher noch keiner an diese Aufgabe herangewagt, und jeder wisse warum: «Die Inflation ist ein riesengroßer Betrug, der wohlgefällige Bilder vor die Sinne gaukelt. Die lebhafteste Geschäftstätigkeit,

das Steigen aller Preise und Löhne bedeutet zwar Ausverkauf unter dem wirklichen Preis, bedeutet Bewucherung der Massen als Konsumenten und Unterbezahlung aller Arbeitskräfte als Produzenten. Aber weil die Summen steigen, an denen noch der alte Vorstellungsinhalt klebt, wird es nur langsam oder gar nicht gemerkt, und weil jeder, der arbeiten will, Arbeit und Entlohnung findet, so verstärkt die günstige Arbeitsmarktstatistik den Dunst und den Nebel, die uns umlagern.» Demgegenüber würde eine deflationäre Politik «ein grausames Erwachen» bedeuten, «wie nach einem Opiumrausch». Nicht nur das Produzieren, auch das Regieren würde schwerer. «Und deshalb will keiner den. Anfang machen, solange es mit dem Notendruck bequemer geht.»

In seinem Tagebuch registrierte Victor Klemperer die fortschreitende Geldentwertung mit steigender Besorgnis. «Furchtbare Teuernis des Haushalts, des Brennstoffs. Notwendigkeit einer neuen Hose, drohende Arztrechnungen (...) Ich rechne nicht mehr, bin dem Geld gegenüber recht stumpf geworden, dem Gewinnen wie dem Zerrinnen gegenüber. Ein Hundertmarkschein ist wie eine Mark», notierte er am 8. September 1921. Und zwei Monate später klagte er: «Die Finanzen fangen an, sehr bedrückend zu werden. Die Preise für alles steigen entsetzlich. Kaffee über 30, Butter über 40 M. Dabei ständige Nebenausgaben (...) Geht es so weiter, dann müssen sich unsere Reserven rasch aufzehren.» Einen Tag vor Heiligabend 1921, nachdem er die letzten Weihnachtseinkäufe in der Dresdner Altstadt erledigt hatte, hielt er fest: «Für die geringsten Kleinigkeiten des Alltags (Wurst, Haarwasser etc., etc.), ist ein Hunderter leichter ausgegeben als früher ein Zehner.»

Viele Menschen in Berlin hätten sich diesmal verabredet, sich Weihnachten nichts zu schenken, «weil die Preise langsam sinnlos geworden sind», berichtete der Theaterkritiker Alfred Kerr in einem seiner «Plauderbriefe» aus der Reichshauptstadt: «Allenthalben wirft man ja eine besorgte Pupille auf das, was die Zukunft an höchst Unerwartetem noch bringen kann. Ein gewisser Lawinencharakter im Abrollen der Entwicklung lässt sich nicht länger verheimlichen.»

Von den allgemeinen Preissteigerungen war zunächst das Telefo-

nieren ausgenommen, und so gab Sling, der Reporter der «Vossischen Zeitung», den Lesern und Leserinnen Mitte November 1921 einen Tipp: «Setzen wir uns abends an unser Telefon. Kostet ja nur zwanzig Pfennige (...) In vier Wochen werden wir vielleicht das Doppelte zahlen müssen. Aber momentan ist es das Billigste in Deutschland. Nutzen wir die Gelegenheit – aus Leibeskräften jetzt: Nichts als Telefonieren!»

Wie stark die Wechselkurse inzwischen auch von der ungelösten Reparationsfrage bestimmt wurden, spiegelte sich im Auf und Ab der Mark im Frühjahr und Frühsommer 1922. Mussten Anfang April für einen Dollar 326 Mark bezahlt werden, so ließ die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang der Konferenz von Genua den Kurs hochschnellen, um Mitte Mai, als die Konferenz sich als Fehlschlag erwies und der Rapallo-Vertrag das Misstrauen vor allem Frankreichs verstärkt hatte, wieder auf 314 Mark abzusacken. Im Juni sorgte die Aussicht auf einen großen internationalen Kredit, mit dem Deutschland einen Teil seiner Reparationsschuld begleichen wollte, für eine vorübergehende Erholung. Nachdem sich auch diese Hoffnung zerschlagen hatte, setzte sich der Abwärtstrend fort. «Ja, jetzt kriegen wir allmählich zu merken, dass Deutschland den Krieg verloren hat», schrieb der Herausgeber der «Weltbühne», Siegfried Jacobsen, der in Kampen auf Sylt Urlaub machte, Mitte Juni an seinen begabtesten und fleißigsten Mitarbeiter, Kurt Tucholsky.

Die enormen Preissteigerungen bekam auch der Strafgefangene Erich Mühsam zu spüren. «Der Markkurs kreist nun schon seit vielen Wochen um den ungefähr gleichen Stand herum – 270 bis 310 vom Dollarkurs aus: Aber die Preise gehen rapider in die Höhe, als wir's je gesehen haben», notierte er Ende Mai 1922 in seiner Zelle in der Festung Niederschönfeld. «Die Zeitung, für die ich im Mai 24 Mark zahlen musste, kostet vom 1. Juni ab 40 Mark. Meine Ovomaltine, die Kraftnahrung, die ich der Nerven wegen täglich zum Frühstück brauche (Friedenspreis drei Mark) ist seit sechs Wochen von 35 auf 45 Mark gestiegen, Milch kostet statt früher zehn Pfennig jetzt zehn Mark pro Liter. Mit Kartoffeln, Brot und allen wichtigen Nahrungsmitteln, auch Obst, sieht's noch widriger aus.»

Eine ähnliche Beobachtung machte Thea Sternheim beim Gang durch die Innenstadt von Frankfurt am Main Ende April 1922: «Die Preise haben sich seit Januar verdoppelt und verdreifacht. Phantastische Summen in den Auslagen (...). Im Frankfurter Hof kostet eine Portion Rindfleisch 70, eine Tagessuppe dreißig Mark. Kommt ein Brot dazu, ein Getränk sind für Zwei gleich dreihundert Mark beisammen und mehr.»

Der Schock des Rathenau-Mords am 24. Juni 1922 zerstörte mit einem Schlage, was noch an Vertrauen in die Mark im In- und Ausland vorhanden war. «Die deutsche Mark, das deutsche Ansehen in der Welt ist so tief gesunken wie noch niemals zuvor», konstatierte Richard Lewinsohn in der «Weltbühne». Bis zum 1. Juli sank der Kurs auf 402 Mark für einen Dollar, Ende Juli stand er bei 670. «Mit einem Ruck stürzte die Mark, und es gab kein Halten mehr (...) Nun erst begann der wahre Hexensabbat von Inflation», erinnerte sich der Schriftsteller Stefan Zweig. Von Monat zu Monat stiegen die Inlandspreise um mehr als 50 %. Deutschland war in die Phase der Hyperinflation eingetreten.

Der 53jährige August Heinrich von der Ohe, der als Lehrer und Kantor in der Lüneburger Heide lebte, führte in seinem Tagebuch penibel Buch über die galoppierende Geldentwertung:

«4. August 1922

Der Dollar steht auf etwa 800 Mark. Es ist eine krisenhafte Zeit.

18. August 1922

Der Roggen soll 2000 Mark kosten. Molkereibutter 150 Mark, Bauernbutter 120 Mark. Der Dollar steht auf 1040 Mark. Eine ungeheure Preissteigerung im ganzen Land.

27. August 1922

Die Mark fiel: 1 Dollar gleich 2400 Mark. Nun steht die Katastrophe vor der Tür. Die Preise stiegen in wenigen Tagen schwindelhaft (...) Die Geschäfte wurden gestürmt, denn jeder wollte noch kaufen. Butter kostet 200 Mark, ein Liter Milch 30 Mark. Ein Zentner Weizen kostet schon 3000 Mark.»

• • • • •

Man könne sich kaum vorstellen, welche düstere Stimmung geherrscht habe, «als der Dollar in den Straßen Berlins von Mund zu Mund und

durch stürmische Ausrufe mit der Zahl 2000 in Verbindung gebracht wurde», schrieb Alfred Kerr Ende August 1922. Den einzigen Trost fand er in der Annahme, dass «dieses rapide Sinken der Mark den blödesten, verranntesten Gegnern und dem übrigen Europa die Augen öffnen müsste, wie es um uns steht.»

Doch es sollte noch sehr viel schlimmer kommen. Am 8. November 1922 stieg der Dollar auf 9172. «Wie die Fiebertemperatur eines Schwerkranken zeigt der Dollarstand täglich den Fortschritt unseres Verfalls an», bemerkte Harry Graf Kessler. Die Ernennung der wirtschaftsfreundlichen Regierung Cuno sorgte vorübergehend für eine Beruhigung. Am 22. November kostete der Dollar 6300 Mark, Ende November kletterte der Kurs aber wieder auf 7368 Mark. Weihnachten 1922 stand ganz im Zeichen der rasanten Teuerung. Thea Sternheim, die mit ihrem Mann, dem Dramatiker Carl Sternheim, am 20. Dezember nach Dresden fuhr, um letzte Weihnachtsbesorgungen zu machen, musste enttäuscht feststellen: «Die Geschäfte sind leer. Wer kann, wo ein bescheidener Wollstoff 5–8000 Mark kostet, seinen Kindern Kleider schenken? Schmuck für ein winziges Christbäumchen kostet mich Tausende. Der Sachse, an Süßigkeiten gewohnt, legt sein letztes Geld in Stollen an.»

• • • • •

Mit dem Übergang zur Hyperinflation endete die deutsche Sonderkonjunktur. Seit August 1922 ging der Export zurück. Die Wettbewerbsvorteile, die die Industrie aus dem Währungsdumping gezogen hatte, hörten auf. Die wichtigsten Industrieländer hatten inzwischen ihre Nachkriegsrezession überwunden und produzierten viele Güter selbst, die sie zuvor aus Deutschland importiert hatten. Außerdem wurden die Geschäfte seit Ende 1922 zunehmend statt in Mark in Goldwährung abgewickelt. Für die Unternehmer begann die Geldentwertung ihren Nutzen zu verlieren. Der Inflationskonsens, der in den Jahren zuvor für einen sozialpolitischen «Burgfrieden» gesorgt hatte, zerbrach.

Der passive Widerstand, den die Regierung Cuno im Januar 1923 proklamierte, versetzte der deutschen Währung endgültig den Todesstoß.

Am 5. Februar stand der Dollarkurs bei 42 250; im Vergleich zu Mitte Januar, als er bei knapp 12 000 gelegen hatte, war die Mark nur noch ein Viertel wert. «Die Geldsache wird immer dunkler u(nd) unübersehbarer (...),» notierte Victor Klemperer Anfang Februar. «Die Preise sind allzu wahnsinnig (Margarine 4000 M das Pfund, der Dollar steht zwischen 40- u(nd) 50 000).» Durch eine Stützungsaktion der Reichsbank gelang es ab Mitte Februar 1923, den Kurs der Mark für zwei Monate bei rund 21 000 zu stabilisieren. Doch nachdem die Aktion aus Devisenmangel hatte beendet werden müssen, brachen alle Dämme. Am 18. April sackte der Kurs der Mark auf 25 000 ab, Ende Mai lag er bei 54 300, einen Monat später bei 114 250. Dementsprechend explodierten die Preise. «Wir kauften noch sehr billigen Kaffeevorrat: das Pfund 48 000 M. Heute kostet es schon 60 000. Und so ist es mit allem», hielt Victor Klemperer in seinem Tagebuch fest.

Und der Sturz ins Bodenlose setzte sich fort. Ende Juli 1923 musste für einen Dollar bereits 1 Million Mark gezahlt werden. Eine Aufzeichnung des Staatssekretärs in der Reichskanzlei, Eduard Hamm, kam zu dem Ergebnis, dass alle Versuche, den Währungsverfall aufzuhalten, gescheitert seien. Die Folge sei, dass auf den Devisenmärkten des Auslands «das letzte Vertrauen» geschwunden und die Mark «nahezu unverkäuflich» sei. Im Inland habe sie ihre Funktion «als Wertmesser und Wertbewahrungsmittel» verloren.

Eben diese Erfahrung mussten auch die Zeitgenossen machen. «Der Dollar steht auf: 1 200 000 Mark, d. h. die Mark ist fast nichts mehr wert», stellte August Heinrich von der Ohe am 1. August fest. «Heute habe ich die ersten 5 Millionen Scheine gesehen. Neue Kartoffeln kosten 6000 Mark das Pfund. Anzugstoffe kosten 3 Millionen Mark das Meter. Die Läden schließen früher. Sie werden bestürmt. Alles flieht vor der Mark.» Die Preise stiegen nicht mehr nur täglich, sondern stündlich. In seinem Tagebuch hielt Victor Klemperer Anfang August eine bezeichnende Episode fest. Auf der Rückfahrt von ihrem Urlaub in Ostpreußen bestellte seine Frau Eva in einem Wartesaal einen Kaffee: «Die Preistafel zeigte 6000 M. Das verschwand, während sie trank. Beim Kassieren

verlangte der Kellner 12 000. Sie sagte, es hätte doch vorhin 6000 dort gestanden. «Ach, Sie waren schon während des alten Preises hier? Dann zahlen Sie 6000.»

Am 13. August 1923, als Stresemann sein Amt als Reichskanzler antrat, stand der Dollar bei 3,7 Millionen Mark. Die Notenpressen liefen auf Hochtouren, um immer neue Geldscheine mit immer höheren Nominalwerten auszuspucken. Neben der zentralen Reichsdruckerei in Berlin waren über hundert Druckereien unentwegt damit beschäftigt, den Bedarf an Papiergeld zu befriedigen. Angesichts der galoppierenden Geldentwertung und des schreienden Missverhältnisses zwischen Einnahmen und Ausgaben des Staates stellte die «Vossische Zeitung» die ernsthafte Frage, ob es überhaupt noch sinnvoll sei, Steuern zu erheben, oder ob das Reich nicht besser daran täte, «wenn es die Finanzämter abschaffte und seinen Verbrauch restlos aus der Notenpresse bestreiten würde».

• • • • •

Von Inflation und Hyperinflation wurden die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen in sehr unterschiedlichem Maße in Mitleidenschaft gezogen. Katastrophale Folgen hatte die Geldentwertung vor allem für jene Schicht der «Rentiers», vorwiegend ältere Menschen, die bislang von den Zinsen ihrer langfristig angelegten Geldvermögen gelebt hatte. Infolge der Entwertung der Sparguthaben, Lebensversicherungen und Kapitalrenten wurde sie fast vollständig enteignet. Zu den Verlierern gehörten auch viele Angehörige des Bildungsbürgertums, die im Krieg aus vermeintlichem Patriotismus reichlich Staatsanleihen gezeichnet hatten und nun mit ansehen mussten, wie sich ihre Vermögen in Nichts auflösten. Auch Rentner und Empfänger öffentlicher Unterstützungen, darunter Erwerbslose, Kriegsbeschädigte und Hinterbliebene, gerieten mit steigender Inflation zunehmend in Not, weil die Zahlungen immer nur verzögert und unzureichend der Geldentwertung angepasst wurden.

Das galt auch für Beamte und Angestellte, die feste Monatsgehälter bezogen. Die Teuerungszulagen wurden zunächst rückwirkend aus-

gezahlt, wenn die Mark schon weiter im Wert gesunken war, so dass sie keinen Ausgleich für die enormen Preissteigerungen bieten konnten. «Höchst empfindlich ist die Herabdrückung der Lebenshaltung in dem ganzen sogenannten Mittelstande und dem Beamtentum (...),» schrieb der Religionsphilosoph Ernst Troeltsch im März 1922 in einem seiner berühmten «Spektator-Briefe». «Alles Einkommen geht für Wohnung, Beheizung und Ernährung auf; in den übrigen Dingen lebt man so gut es geht von alten Sachen und nützt seine alten Kleider aufs äußerste aus (...) Aller Luxus an Kunst und Wissenschaft, alles Reisen ist in diesen Kreisen zu Ende.»

Für viele mittelständische Familien bedeutete das auch, dass sie die höhere Ausbildung ihrer Kinder nicht mehr aus Ersparnissen finanzieren konnten. So mussten sich ihre Söhne oder Töchter das Studium selbst verdienen, indem sie etwa eine Arbeit in der Fabrik, im Büro und in der Landwirtschaft annahmen oder sich als Hilfskräfte in einem sozialen Beruf verdingten. «Was die Eltern sich in vielen Jahren am Munde abgespart hatten, löste sich in nichts auf (...),» erinnerte sich der angehende Journalist und Schriftsteller Erich Kästner, der in Leipzig Germanistik, Philosophie und Theatergeschichte studierte. «Ich wurde Werkstudent, das heißt, ich arbeitete in einem Büro, bekam als Lohn am Ende der Woche eine ganze Aktenmappe voll Geld und musste rennen, wenn ich dafür zu essen kaufen wollte.» «Werkstudent» – das war ein neues Phänomen der Inflationsperiode, das gerade in der Sicht von Bildungsbürgern als ein schlimmes Zeichen für den Statusverlust empfunden wurde.

Welche Einschränkungen die Inflation für das Leben eines höheren Beamten mit sich brachte, lässt sich den Tagebuchaufzeichnungen Victor Klemperers entnehmen, der Ende 1919 einen Ruf als ordentlicher Professor für Romanistik an die Technische Hochschule Dresden erhalten hatte. «Die Finanznot ist furchtbar», schrieb er im November 1922. «Mit der Nachzahlung vom letzten Freitag bin ich für diesen Monat auf 50 000 M gekommen – sie werden nicht reichen. Der einzelne Tag kostet an Essen allein über 1000 M, ein halbes Pfund Butter 600 M. Unser Kaf-

fee geht zu Ende – wie sollen wir neuen kaufen? Wir leben immer primitiver, an ein Dienstmädchen ist gar nicht mehr zu denken. Der Kaffee ist unser fast einziges Genussmittel, dazu das Kino – wo der Platz jetzt 80 M kostet.» Einen Monat später hieß es: «Alle Preise haben das 1000 f.ache der Friedenssumme erreicht (...) Nur das Professorengelohlt ist eben erst bei einer Million. Dem Tausendfachen entsprächen 7 Millionen. Und so scheuert man, schleppt Kohlen etc.»

In der ersten Jahreshälfte 1923 entspannte sich die Situation für Beamte insofern etwas, als die Gehälter vierteljährlich im Voraus ausgezahlt wurden. Wie sich das zum Beispiel auf das Gehalt eines Lehrers auswirkte, führte August Heinrich von der Ohe am 31. März in seinem Tagebuch auf: «Unser Gehalt schon ausbezahlt. Ich bekam für das Vierteljahr April bis Juli 1 086 336 Mark. Davon gehen 99 091 Mark Steuern ab. Monatlich bekomme ich Grundgehalt: 25 900 Mark, Ortszuschlag 2700 Mark, Teuerungszuschlag 269 412 Mark, Frauenbeihilfe 12 000 Mark, Kinderbeihilfe 52 100 Mark, zusammen monatlich 362 112 Mark.» Doch auch diese beträchtliche Erhöhung der Einkünfte vermochte den exorbitanten Verfall der Währung seit Ende April 1923 nicht mehr zu kompensieren.

Für Arbeiter fiel die Bilanz ambivalent aus. In den ersten Jahren der Inflation profitierten sie von dem Inflationskonsens. Die Arbeitslosigkeit blieb niedrig, und die Reallöhne bewegten sich auf relativ hohem Niveau, auch wenn sie nicht den Vorkriegsstand erreichten. Am besten schnitten die früher gering entlohnten Gruppen der ungelerten und angelernten Arbeiter ab, die ihre Position gegenüber den gut bezahlten Facharbeitern deutlich verbessern konnten. So bewirkte die Inflation eine beträchtliche Einkommensnivellierung innerhalb der Arbeiterschaft. Erst die Hyperinflation von 1922/23 beendete die positive Entwicklung. Waren im Juli 1922 nur 0,6 % der Gewerkschaftsmitglieder ohne Erwerb gewesen, so belief sich diese Zahl im Januar 1923 auf 4,2 und im Oktober 1923 auf 19,1 %. Die wachsende Arbeitslosigkeit übte einen starken Druck auf die Löhne aus. Im Juli 1923 lagen die wöchentlichen Reallöhne nur noch bei 48 % des Standes von 1913. Auch in vielen Arbeiterfamilien kehrte bittere Not ein. Da die Preise für Lebensmittel und Bedarfsartikel den

Löhnen immer mehr davonliefen, gingen zahlreiche Betriebe dazu über, die Arbeiter zweimal in der Woche, am Ende sogar Tag für Tag zu entlohnen.

.....

Eindeutig privilegiert waren die Sachwertbesitzer, deren Vermögen an Grund- und Hausbesitz durch die Geldentwertung unangetastet blieb, sowie all jene, die Schulden gemacht hatten. Das galt vor allem für den Staat, der sich auf diese Weise seiner inländischen Verpflichtungen, etwa der Rückzahlung der Kriegsanleihen, entledigte, aber auch für Landwirte und Großgrundbesitzer, die ihre Höfe und Güter mühelos entschulden konnten. So sah sich Helmuth Adolf von Moltke, ein Neffe des berühmten Feldmarschalls, 1922 in der Lage, die auf seinem schlesischen Gut Kreisau liegenden Schulden in Höhe von 250 000 Mark mit den 315 Pfund abzuführen, die die Eltern seiner Frau Dorothy aus Südafrika geschickt hatten. «Vor dem Krieg war es eine Schuld von 12 500 Pfund – unglaublich, das ist jetzt mit 315 Pfund gedeckt!», schrieb Dorothy Anfang Januar 1922 nach Pretoria. Darüber hinaus besaßen die ländlichen Produzenten den Vorteil, dass sie immer genug zu essen hatten und dass sie von hungernden Städtern, die hamsternd aufs Land zogen, für Lebensmittel wertvolle Objekte eintauschen konnten. Andererseits wurde dieser Vorteil zum Teil dadurch aufgewogen, dass die Preise für Saatgut, Dünger, Jungvieh und landwirtschaftliche Nutzgeräte ebenfalls stark anstiegen.

Hauptgewinner der Inflation waren die industriellen Großunternehmer. Ihr Anlagevermögen blieb stabil, und sie erhielten billige Kredite, die es ihnen erlaubten, für einen Spottpreis Fabrikanlagen, Immobilien und ganze Firmen aufzukaufen. Auf diese Weise wurde der Konzentrationsprozess vor allem in der Schwerindustrie außerordentlich beschleunigt. «Es hat eine Approbation des Besitzes in wenigen, aber kräftigen Händen stattgefunden (...）」, analysierte der Leipziger Sozialwissenschaftler Franz Eulenburg 1924. «Die kleinen und mittleren Unternehmen sind zwar nicht enteignet, aber in stärkerem Maße an die Konzerne

angegliedert. Dadurch ist die Vermögensverteilung wesentlich ungleicher geworden.»

.....

Als Prototyp des Inflationsgewinners galt der Ruhrindustrielle Hugo Stinnes. Rein äußerlich entsprach er nur wenig dem Bilde eines der mächtigsten Wirtschaftsführer Deutschlands. Harry Graf Kessler, der ihn bei einem Diner im Mai 1923 scharf beobachtete, beschrieb ihn so: «Schwarz, vollbärtig, unelegant (er war zwar im Frack, aber mit schwarzer Krawatte, und trug dazu viereckige Wichsstiefel), ein Mittelding zwischen einem Gewerkschaftssekretär und dem Fliegenden Holländer; denn in seinen Augen und seinem ganzen Wesen liegt etwas Verschleiertes, Geheimnisvolles, man glaubt: irgendeine große Passion, vielleicht die Leidenschaft zur Vermehrung seines Besitzes. Dazu kommt eine überraschend hohe, schwache Stimme, die fast knabenhaft klingt. Wenn er kein Geld hätte und kein berühmter Mann wäre, würde ich ihn als einen etwas undurchsichtigen Abenteurer empfinden.»

Bereits 1893, mit 22 Jahren, hatte der Sohn eines Unternehmers aus Mülheim seine eigene Firma, die Kohlenaufbereitungsanstalt in Straßburg, gegründet, die er Schritt für Schritt zum wichtigsten Kohlehandelsunternehmen in Deutschland ausbaute. Noch bedeutender war seine Tätigkeit als Aufsichtsratsvorsitzender in mehreren großen Konzernen, darunter vor allem in dem 1898 gegründeten Rhein-Westfälischen Elektrizitätswerk (RWE). Stinnes' Unternehmerstrategie zielte auf vertikale Konzentration, das heißt auf die enge Verzahnung des Kohlebergbaus mit der Eisen- und Stahlbranche, den Trägern der Energieversorgung und den Verkehrsbetrieben. Wie selbstverständlich ging er davon aus, dass die Politik sich den ökonomischen Interessen unterzuordnen hätte. Vor 1914 hatte er für den politischen Betrieb allerdings noch kein großes Interesse gezeigt.

Das änderte sich im Ersten Weltkrieg. Stinnes stand an der Spitze der schwerindustriellen Kriegszielbewegung, die sich gegen einen Verständigungsfrieden und für weitreichende Annexionen aussprach. Nach-

drücklich setzte er sich dafür ein, Tausende von belgischen Arbeitern zwangsweise in die deutsche Rüstungsindustrie zu verbringen – eine Vorstufe der nationalsozialistischen «Fremdarbeiter»-Politik. Noch im Sommer 1918, als der Krieg verloren war, glaubte er im Vertrauen auf Ludendorffs Feldherrngenie an einen deutschen «Endsieg».

Mit der Novemberrevolution kam das böse Erwachen. In dieser für die Großunternehmer äußerst prekären Situation bewies Stinnes taktische Flexibilität. Auf seine Initiative kam ein Pakt der Unternehmer mit den Gewerkschaftsführern, das sogenannte «Stinnes-Legien-Abkommen» zustande. Es brachte den Arbeitern den Achtstundentag ohne Lohnkürzungen, die Anerkennung der Gewerkschaften als Vertreter der Arbeiterschaft, verpflichtende Tarifverträge und das Recht, in Betrieben mit mehr als 50 Beschäftigten «Arbeiterschüsse» zu bilden. Für die Industriellen ging es bei diesen Zugeständnissen nicht um eine langfristige Sozialpartnerschaft mit den Gewerkschaften, sondern darum, die Zeit des revolutionären Umbruchs vom Kaiserreich zur Weimarer Republik möglichst glimpflich zu überstehen. Denn gerade im Ruhrgebiet war die Bewegung für eine Sozialisierung der Schlüsselindustrien im Frühjahr 1919 außerordentlich stark.

Im Juni 1920 ließ sich Stinnes auf der Liste der DVP in den Reichstag wählen. Als Abgeordneter, der zusammen mit Albert Vögler, dem Generaldirektor des zum Stinnes-Konzern gehörenden Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten AG, und anderen den rechten, schwerindustriellen Flügel in der Partei repräsentierte, konnte er seinen politischen Einfluss noch unmittelbarer zur Geltung bringen. Wie kein zweiter verstand es der Wirtschaftsmagnat, sich die Inflationierung der deutschen Währung zunutze zu machen. Er kaufte zusammen, was nur zu kaufen war: Betriebe, Landgüter, Schiffe, Hotels wie das «Esplanade» in Berlin, Zellulose- und Papierfabriken, Zeitungen, darunter die «Deutsche Allgemeine Zeitung», ehemals halboffizielles Organ der deutschen Reichsleitung. So entstand ein riesiges, kaum noch überschaubares Konglomerat an Gesellschaften, Zusammenschlüssen, Beteiligungen – ein Wirtschaftsimperium, wie man es in dieser Dimension in Deutschland

noch nicht gekannt hatte. Unter den «Königen der Inflation», bemerkte ein Zeitgenosse, habe Hugo Stinnes den Rang eingenommen, «den früher der deutsche Kaiser unter den deutschen Landesfürsten einnahm». «Die Weltbühne» kam in einer Serie über die deutschen Wirtschaftsführer zu dem Resultat: «Es gibt zweifellos in Deutschland heut keinen Zweiten, der dank seinem Besitz, seinen Erfolgen und seinem geschäftlichen Nimbus so viel Macht in seiner Hand zusammengeballt hat wie Hugo Stinnes, dieser kleine, unscheinbare und der Rede so unmächtige Erzwestfale, dem der Parlamentswitz wegen seines orientalischen Aussehens den Beinamen «Assyrerkönig» gegeben hat.»

.....

Zu den Nutznießern der Geldentwertung gehörten auch Ausländer, die über Devisen verfügten. Ihnen erschien das Deutschland der Inflationsjahre geradezu wie ein Schlaraffenland: «Hier war für sie der Himmel offen. Für sie floss hier Milch und Honig und Sekt und alles Gute in Hülle und Fülle.» Im Dezember 1921 traf Alfred Kerr eine alte Bekannte wieder, die nach Dänemark gezogen war. Er erkannte sie kaum wieder: «Vor Jahren kam sie manchmal nach Berlin aus ihrer nördlichen Kleinstadt und war dürrftig angezogen. Beamtenfamilie. Jetzt? mit Pelzwerk behängt; gar nicht mehr derselbe Mensch ... In ihren äußeren Verhältnissen hat sich nichts geändert – aber sie kann nach Berlin fahren und sich einkleiden. Pik, prima, fein mit Ei – wie man hier sagt. Bilden wir es uns ein oder ist es wirklich – diese Menschen scheinen etwas Gönnerhaftes zu haben, wenn sie jetzt mit uns reden.»

Der amerikanische Schriftsteller Ernest Hemingway, der als Korrespondent des «Toronto Star» in Paris seinen Lebensunterhalt verdiente, reiste im August 1922 mit seiner Frau in die deutsche Grenzstadt Kehl am Rhein, um für seine Zeitung über den Sturz der deutschen Währung zu berichten. Für 10 Francs, gleich 90 kanadischen Cents, tauschten sie am Bahnhof 670 Mark ein. Diese Summe reichte für ihn und seine Frau den ganzen Tag. «Wir leisteten uns eine ganze Menge. Am Ende hatten wir noch 120 Mark übrig.» Für ein Mittagessen im besten Hotel

der Stadt mussten sie umgerechnet nur 15 kanadische Cents bezahlen. Die Cafés waren voll mit Franzosen, die sich für billiges Geld köstliche Cremetorten schmecken ließen. Der Konditor und sein Gehilfe «sahen nicht besonders froh aus, als aller Kuchen verkauft war», bemerkte Hemingway. «Die Mark fällt schneller, als sie backen können.»

Die Hauptstadt Berlin wurde zum Eldorado besonders für Amerikaner. Für einen Dollar konnten sie eine Woche in Saus und Braus leben. Sie bevölkerten die Etablissements der Vergnügungsindustrie, konnten in Antiquitätengeschäften oder auf Kunstauktionen für billiges Geld wertvolle Objekte erwerben – und sie erfreuten sich in Nobelhôtels bevorzugter Behandlung. Dort beobachtete sie der Journalist und Schriftsteller Joseph Roth, der 1920 von Wien nach Berlin gezogen war: «Die Fremden lagern in den großen Lederfauteuils der Hotelhallen (...). Von Kellnern umwedelt, von Direktoren lächelnd begrüßt, von roten Liftboys umsäumt, horchen sie auf die Fünf-Uhrtee-Musik. (...) Wenn alles flüstert, lärmen sie; wenn alles kniet, stehen sie; wenn alle spekulieren, warten sie; wenn alle schlafen, wachen sie; wenn die Mark fällt, steigen sie.»

1923, im Jahr der Hyperinflation, besuchte der amerikanische Literaturkritiker Malcolm Cowley seinen Freund Matthew Josephson, der Anfang der Zwanziger Jahre nach Berlin gezogen war, weil er dort seine Zeitschrift «Broom» billiger produzieren konnte. Cowley war verblüfft, dass sich der Kleinverleger von seinem Monatseinkommen von 100 Dollar eine «zweigeschossige Wohnung mit zwei Hausmädchen, Reitstunden für seine Frau, Abendessen ausschließlich in den teuersten Restaurants, Trinkgelder für die Kapelle, den Aufbau einer Gemäldesammlung und wohlthätige Gaben für notleidende deutsche Schriftsteller» leisten konnte.

Der Gegensatz zur wachsenden Verelendung der Einheimischen stach ins Auge und weckte ausländerfeindliche Stimmungen. Im November 1922 entrüstete sich ein Anonymus in der «Weltbühne» über die Lebensführung ausländischer Diplomaten in Berlin. Selbst Missionschefs mittelgroßer und kleiner Staaten könnten «im allergrößten (...) Stil repräsentieren», könnten «mit reichlicher Dienerschaft, mit Stadt-

und Touren-Autos ein Leben voller Wonne führen, ihren Damen kostbare Perlen und beinah noch kostbarere Pelze an- und umlegen; kurz: sich hier in einem irdischen Paradiese fühlen». Der Autor wies jeden Gedanken an «chauvinistischen Nationalismus» von sich, doch forderte er: «So unbedingt wir dafür eintreten, dass der gesellschaftliche Verkehr mit dem Ausland sich in vollster Offenheit, in allerverbindlichsten, höflichsten Formen vollzieht, so sehr muss uns abstoßen, dass man – während unsre Intelligenz Hungers stirbt, unser Mittelstand physisch und moralisch zugrunde geht – aus unserm Münzelend sich mäset.»

• • • • •

Noch gravierender als die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Auswirkungen der Währungskatastrophe waren ihre Folgen für die Sozialmoral. Mit der fast totalen Entwertung des Geldes ging eine fundamentale Entwertung bisher gültiger Normen und Werte einher. Tugenden wie Sparsamkeit, Rechtschaffenheit, Gemeinsinn verloren ihre Verbindlichkeit; Egoismus, Skrupellosigkeit, Zynismus waren Trumpf. In einem Gedicht mit dem Titel «Revidiertes Volkslied» glossierte der Schriftsteller Hans Reimann in der «Weltbühne» die radikale Umkehrung des Wertekanon: «Ueb jaaa nicht Treu und Redlichkeit,/Sonst gräbst du dir dein Grab!/Und weiche kilometerbreit/Von Gottes Wegen ab!/Die Kinderstube flieht dahin;/Wer brav ist, der krepirt./Auch Christentum bringt kein Gewinn./Sei dreist und ungeniert!»

Auf das Trauma der Kriegsniederlage folgte nun die Erfahrung einer weiteren tiefgreifenden lebensgeschichtlichen Zäsur. «Wir hatten das große Kriegsspiel hinter uns und den Schock des Ausgangs; einen sehr desillusionierenden politischen Lehrgang in Revolution, und jetzt das tägliche Schaustück des Zusammenbruchs aller Lebensregeln und des Bankrotts von Alter und Erfahrung», erinnerte sich Sebastian Haffner, der das Jahr 1923 als sechzehnjähriger Schüler in Berlin erlebte.

Der Verlust des Vertrauens in die Funktion des Geldes als Wertmesser zog den Verlust des Vertrauens in die bestehende politische und gesellschaftliche Ordnung nach sich. Worauf war denn noch Verlass, wenn das

möglich war? Woran sollte man sich noch halten? Diese Fragen stellte sich wie viele Angehöriger seiner Generation auch der damals siebzehnjährige Klaus Mann, der älteste Sohn Thomas Manns. «Unser bewusstes Leben begann in einer Zeit beklemmender Ungewissheit», schrieb er in seiner Autobiographie «Der Wendepunkt». «Da um uns herum alles barst und schwankte, woran hätten wir uns halten, nach welchen Gesetzen orientieren sollen? Die Zivilisation, deren Bekanntschaft wir in den zwanziger Jahren machten, schien ohne Balance, ohne Ziel, ohne Lebenswillen, reif zum Ruin, bereit zum Untergang. Ja, wir waren früh vertraut mit apokalyptischen Stimmungen, erfahren in mancherlei Exzessen und Abenteuern.»

.....

Eine Begleiterscheinung der apokalyptischen Stimmungen, die durch die galoppierende Geldentwertung geschürt wurden, war das Auftreten der sogenannten «Inflationsheiligen». Sie zogen über die Landstraßen, mit wallenden Christus-Haaren, gewandet in sackleinenen Kutten, an den bloßen Füßen Sandalen. Wo sie hinkamen, verkündeten sie einem teils irritierten, teils fasziniertem Publikum die «Erlösung vom Chaos», die «Erneuerung der Welt aus dem Geist der Liebe». «Den neuzeitlichen Erlösern mit dem langen Haarwuchs und den dreisten Phantasien läuft alles zu, die schwachen Naturen besonders, die nicht ohne Stütze sein können», schrieb die «Kölnische Volkszeitung» im September 1922. «Für den Geisteszustand im heutigen Deutschland ist dies Prophetentum ein gefährliches Symptom. Man soll es nicht unterschätzen; es wird sich in Krisen, die noch kommen, noch mehr ausbreiten.» Die Wanderer mit dem Jesus-Appeal waren eine Antwort auf die Nöte der Zeit. An sie hefteten sich die Erlösungssehnsüchte und Erweckungsphantasien gerade der deklassierten oder von der Deklassierung bedrohten Schichten der Bevölkerung.

Einer dieser Propheten war Friedrich Muck-Lamberty, der «Messias von Thüringen». Mit der von ihm gegründeten «Neuen Schar», einer jugendlichen Tanz- und Spielgruppe, zog er 1920 durch Städte und

Dörfer. Und überall, wo der Zug haltmachte, entfesselte er einen regelrechten Tanztaumel, versetzte er Tausende von Menschen in ekstatische Rauschzustände, in denen soziale Unterschiede verschwammen und Alltagsorgen wenigstens für kurze Zeit vergessen werden konnten.

Als ein weiterer Heilsverkünder machte der Maler Max Schulze-Sölde, Sohn aus großbürgerlichem Haus, von sich reden. Nach 1918 war er zum religiösen Sozialismus konvertiert und gründete mit anderen die Landkommune «Lindenhof» bei Itzehoe. Danach arbeitete er freiwillig auf einer Zeche bei Hamborn, um die Bergarbeiter zu neuer revolutionärer Tat anzuspornen. Damit gescheitert, wechselte er die Rolle des linken Polit-Agitators mit der eines wiedergekehrten «Apostels Johannes», der kreuz und quer durch Deutschland zog und für seine Idee einer «christsozialistischen Volksgemeinschaft» warb.

An Wirkung weit übertroffen wurden Muck-Lamberty und Schulze-Sölde von Ludwig Christian Häusser – der wohl schillerndsten Gestalt unter den Inflationsheiligen. Der ehemalige Sektfabrikant hatte sich unter dem Eindruck des Weltkriegs zum Lebensreformer gemausert, der sich mehr und mehr in einer Christus-Rolle gefiel. Er sammelte eine Schar von Jüngern und Jüngerinnen um sich, darunter auch manche von ihm sexuell abhängige Frau, die sich nichts sehnlicher wünschte, als von dem vergötterten Meister den «neuen Menschen» zu empfangen. Häusser warb für seine Vorträge bereits mit den modernen Mitteln der Reklametechnik. Seine Rhetorik, die ein Massenpublikum anzog, war eine eigentümliche Mischung aus religiöser Inbrunst, derber Fäkalien Sprache und wilhelminischer Großmannssucht. Als einziger unter den Inflationsheiligen wagte Häusser den Schritt in die Politik. 1922 gründete er die «Christlich-radikale Volkspartei», die aber ebenso wenig wie der spätere «Häusser-Bund» über das Stadium einer Sekte hinausgelangte.

Wie Häusser verstanden sich seine zahlreichen Jünger und Imitatoren als «Wahrheitsmenschen», als Suchende auf dem Weg zu neuen Ufern menschlicher Gemeinschaft. Die von ihnen gewählte Existenzform eines asketischen Wanderlebens unterschied sich deutlich vom protzigen Lebensstil der neureichen Kriegs- und Inflationsgewinnler.

Ihre Selbstgewissheit schöpften sie nicht aus äußeren Gütern, sondern aus dem Rückzug auf das eigene Ich, der bei manchen freilich Züge einer krankhaften Selbstvergötterung annehmen konnte.

«Mutanten des Typus Hitler» nennt der Historiker Ulrich Linse die Inflationsheiligen. In der Tat gab es einige auffällige Gemeinsamkeiten im öffentlichen Auftreten und der Programmatik, etwa den Kult des messianisch überhöhten «Führers», die Ablehnung der «Parteiwirtschaft» oder die Betonung der alle Klassenschranken aufhebenden «Volksgemeinschaft». Dennoch sollte man sich davor hüten, die Wanderprediger zu sehr in die Nähe des Münchner Demagogen zu rücken und ihnen gar eine Wegbereiterfunktion zuzusprechen. Denn ihre Lehren waren insgesamt zu wirr und unausgegoren, als dass sie einem bestimmten politischen Lager zugeordnet werden könnten. Neben Berührungspunkten zum Nationalsozialismus gab es auch Verbindungen zum Linkskommunismus und Anarchismus, und zuweilen konnte sogar beides zusammen auftreten: das Hakenkreuz neben Hammer und Sichel. Das provozierende Spiel mit Symbolen, die Lust an schockierenden Reizen waren den Inflationsheiligen wichtiger als ein durchdachtes Programm und eine zielgerichtete politische Strategie. Nicht zuletzt deshalb waren sie für den Trommler Hitler keine ernsthafte Konkurrenz. Ihren größten Zuspruch erhielten sie 1923, als die Hyperinflation ihrem Höhepunkt zutrieb. In den folgenden Jahren der ökonomischen und politischen Stabilisierung der Weimarer Republik sollte ihr Einfluss bis zur Bedeutungslosigkeit zurückgehen.

•••••

Zu den selbsternannten Heilsbringern der Inflationsperiode zählte auch der Wettbetrüger Max Klante, ein ehemaliger Bürstenbinder und Fotograf. Im Dezember 1920 gründete er den «Klante-Konzern» – eine «Genossenschaft der Volksaktionäre», die von allen «großkapitalistischen Einflüssen» ferngehalten werden sollte. In Berlin erwarb er in der Frankfurter Straße ein modernes Bürohaus, und bald wurden in fast allen deutschen Großstädten Filialen eröffnet. Klante versprach eine

Traumrendite von 200 %, und rund 260 000 Menschen vertrauten ihm ihr Geld an. Von seinen Anlegern ließ sich der Schwindler mit «Heil» grüßen, und eine Musikkapelle spielte den eigens komponierten «Max-Klante-Marsch»: «Es braust ein Ruf durch ganz Berlin./Vorán! Lasst uns mit Klante ziehn./Wär der Weg auch hart, der Weg so steil,/Wir rufen laut: Max Klante Heil, ja Heil!»

Über Monate konnte Klante die zugesagten Zinsen aus Wettgewinnen auf der Berliner Rennbahn Hoppegarten bestreiten. Doch im September 1921 brach sein System wie ein Kartenhaus zusammen. Er wurde verhaftet und im Dezember 1922 in einem Prozess vor der Strafkammer des Berliner Landgerichts zu drei Jahren Gefängnis verurteilt.

In der «Weltbühne» kommentierte Richard Lewinsohn den Prozess mit einer gehörigen Portion Sarkasmus: Man brauche «Mätzchen» wie die von Klante angerichteten gar nicht mehr. Denn: «Der Verfall der deutschen Mark sorgt dafür, dass jeder Besitz, zahlenmäßig, ins Riesenhafte wächst, dass jeder Pracher heute Millionär ist, dass jeder, der pumpt, verliert, und jeder, der mit Leihgeld arbeitet, gewinnt (...). In einer Zeit, wo das Fundament der Wirtschaft: die Währung ins Rutschen gekommen ist, bedarf es keiner Extra-Schiebung, um vorwärts zu kommen. Wer im Strom steht, wird mitgeschoben.»

• • • • •

Das Gespräch über die galoppierende Geldentwertung beherrschte die alltägliche Kommunikation «Wenn früher unter Menschen im Gespräch Eingehen auf den Partner sich von selbst verstand, wird es nun durch die Frage nach dem Preis seiner Schuhe oder seines Regenschirmes ersetzt. Unabweisbar drängt sich in jede gesellige Unterhaltung das Thema der Lebensverhältnisse, des Geldes», schrieb der Philosoph und Kulturkritiker Walter Benjamin in seiner Betrachtung «Reise durch die deutsche Inflation». War der Absturz der Mark nach dem Rathenau-Mord noch als ein Schock empfunden worden, so setzte, je schneller der Währungsverfall voranschritt, ein Gewöhnungseffekt ein. Eine Art Inflationsmentalität machte sich breit. Er sei «jetzt an die irrsinnigen Zahlen gewöhnt»,

notierte Victor Klemperer am 28. Juli 1923, als der Dollar bei 760 000 Mark stand. Am 8. August, als er für einen Brathering 75 000 Mark und für ein Kinobillet 50 000 Mark hinblättern musste, regte ihn dies nicht mehr auf, weil, wie er schrieb, «man dem in Permanenz erklärten Katastrophenzustand u(nd) den irrsinnigen Zahlen gegenüber abstumpft». Man habe sich inzwischen «an die Nullen gewöhnt», bemerkte auch Georg Bernhard in der «Vossischen Zeitung» Ende Juli 1923, und «ob ein bisschen mehr oder weniger davorsteht, ängstigt die meisten nicht mehr».

Der spanische Korrespondent in Berlin, Eugeni Xammar, gewann den Eindruck, dass sich manche Deutsche an den Zahlen mit den vielen Nullen regelrecht berauschten und eine geheime Lust verspürten, damit zu jonglieren. Er könne sich manchmal des Gedankens nicht erwehren, berichtete er, dass «der Währungsverfall tief in der Psyche wurzelt und unbewusst gewollt» sei. Einen ähnlichen Eindruck gewann Leopold Schwarzschild, der Herausgeber der Wochenzeitschrift «Das Tage-Buch»: «Zahlenspuk, Zifferntarantella – bald ist jeder Trambahnschaffner Millionär und freut sich darüber so (und versucht, sich auch so zu benehmen), als ob eine Million wirklich noch eine Million wäre.»

Zeitungsleser wurden in den Jahren 1922/23 mit einer neuen Variante des aufregenden Zahlenspiels konfrontiert: Hatte im Krieg die Anzahl der Gefangenen, der erbeuteten Geschütze und dergleichen die Schlagzeilen beherrscht, so waren es jetzt die Notierungen des Dollars, auf die sich alle Augen wie gebannt richteten. «Die Schwankungen des Dollarwertes waren das Barometer, an dem man mit einer Mischung aus Angst und Erregung den Sturz der Mark ablas», erinnerte sich Sebastian Haffner. Nach der Beobachtung einer Berliner Journalistin prägte sich die Dollarfixierung bis in die Physiognomie mancher großstädtischen Bewohner aus: «Das Dollargesicht grinst dich an (...). Es ist da mit dem symptomatisch kühlen, ewig rechnenden Blick; mit der poesilosen Stirn, hinter der der Kurszettel vom Abend vorher sichtbarlich rekapituliert wird.»

.....

Um sich vor der Geldentwertung zu schützen, verfielen viele auf die Idee, Aktien zu kaufen. Sie schienen die einzige Geldanlage zu sein, die einige Sicherheit bot. Eine wahre Spekulationswut griff um sich. «In Berlin sind im Augenblick alle Freunde, die man hat, Spekulanten und lassen den Dollar nicht eine Sekunde lang aus den Augen», teilte Eugeni Xammar im Februar 1923 seinen spanischen Lesern mit. Vor den Schaltern der Banken herrschte Hochbetrieb, und es waren nicht nur die professionellen Anleger, sondern vor allem Amateurspekulanten, die hier ihr Glück versuchten. «Von der halbverhungerten Rentiere bis zum Droschkenkutscher sind sie alle wieder da», bemerkte Richard Lewinsohn im November 1922. «Die Spielwut triumphiert.»

Der Börsentipp war gefragt wie nie zuvor: «Ihm huldigte alles Abends am Stammtisch, morgens beim Barbier, im Autobus und in der Vorortbahn (...). Und auch die Liebenden unterhielten sich in der Sprache der Börse, zwischen den Küssen wurde der beste Tip mitgeteilt: I. G. Farben, Zellstoff oder Sarotti. Dann wusste jeder, welche Aktien er zu kaufen hatte.»

Nicht alle waren bereit, an diesem Spiel teilzunehmen. Sebastian Haffners Vater etwa, ein liberaler Reformpädagoge, der es in der Weimarer Republik zum Regierungsdirektor im preußischen Kultusministerium brachte, lehnte es ab, sich vom Aktienfieber anstecken zu lassen. «Ein preußischer Beamter spekuliert nicht», pflegte er zu sagen. Sein Sohn hielt das seinerzeit, wie er in seinen Erinnerungen «Geschichte eines Deutschen» freimütig bekennt, für «ein außerordentliches Beispiel von Engstirnigkeit». Erst im Nachhinein habe er den Ekel nachempfinden können, mit dem sein Vater diesem ganzen Treiben zusah.

Anders verhielt sich zum Beispiel Victor Klemperer. Im Mai 1923 ließ er sich von einer Verwandten dazu überreden, Geld in eine Aktie anzulegen, deren Wert sich zu seiner Genugtuung innerhalb kurzer Zeit nahezu verdoppelte: «So füllt das Spekulationsdenken jetzt alle Hirne u(nd) Stunden (...) Die Zeit ist allzu sehr aus den Fugen.» Allerdings war der Spekulationsgewinn durch die ungeheure Geldentwertung bereits Anfang Juni wieder aufgezehrt: «Alles schwimmt fort bei der maßlosen

Teuerung.» Ende Juni 1923 entschloss sich Klemperer, zum ersten Mal selbst einen Börsenauftrag bei der Dresdner Staatsbank aufzugeben – mit 2 Millionen Spekulationspapier «gleich ungemein unvorsichtig», wie er in seinem Tagebuch anmerkte. «Ich spiele mit dem vollen Einsatz weiter (...),» hieß es einige Tage später. «Eine ständige Sensation, aber auch eine Sorge u(nd) Ablenkung ist das Börsenspiel.» Nachdem die Kurse vorübergehend etwas nachgegeben hatten, notierte er: «So geht das hin u(nd) her und ist eine nervenpeitschende Sensation. Und immer wieder sagt man sich, dass nichts hinter den Riesenzahlen steht, und immer wieder wirken sie berauschend.»

.....

In einer vorteilhaften Position befanden sich all jene, die Zugang zu Auslandsdevisen hatten. Der Dramatiker Carl Sternheim, der mit seiner Familie aus dem schweizerischen Uttwil in die Nähe Dresdens gezogen war, konnte Ende Januar 1923 für 100 Schweizer Franken über 400 000 Mark eintauschen, Anfang Juni 1923 erhielt er für 80 Schweizer Franken bereits eine Million Mark. Der liberale Politiker Theodor Heuss, Dozent an der neuen Hochschule für Politik in Berlin, überstand die Zeit der galoppierenden Inflation einigermaßen glimpflich, weil er für ausländische Zeitungen, die «Svenska Tidskrift» in Stockholm, das «Argentinische Tageblatt» in Buenos Aires und ein Blatt der Siebenbürger Sachsen, schreiben konnte: «Ich denke mit Rührung an die Kronen, die Pesos, auch an die rumänischen Lei – da war man plötzlich wohlhabend», schrieb er in seinen Erinnerungen. Heuss hatte auch nichts dagegen, sich am großen Börsenspiel zu beteiligen. «Ich weiß nicht, ob Du Dein Auge auf Kursbewegungen lenkst», versuchte er Anfang Februar 1923 seinen Schwiegervater, den Nationalökonom Georg Friedrich Knapp, zu animieren. «Im September hat ein Freund mir 37 000 Mk angelegt, die heute etwas über 3,5 Millionen Kurswert erreicht haben. Mit andern Papieren ist es ähnlich.»

Auch Thomas Mann machte die schwindelerregende Geldentwertung zu schaffen. Die Ersparnisse lösten sich in Nichts auf, und seine Münch-

ner Schwiegereltern, die Pringsheims, mussten große Einbußen an ihrem Vermögen hinnehmen. Für den Schriftsteller war es wie ein Geschenk des Himmels, dass er 1923 mit der amerikanischen Zeitschrift «The Dial» einen Vertrag über eine Reihe von Beiträgen zu jeweils 25 Dollar abschließen konnte. So musste er die Arbeiten an seinem Roman «Der Zauberberg» immer wieder unterbrechen, um einen seiner «German Letters» zu verfassen. «Sobald ich ein bisschen zu Atem komme, muss ich wieder einen amerikanischen Artikel schreiben, denn die Kinder schreien nach Brot», schrieb er Anfang September 1923.

In der Zeitschrift «Das Tage-Buch» reimte der Schriftsteller Siegfried von Vegesack: «Kauf Devisen! Kauf Devisen!/Und vor allem die begehrte/ Dollarnote, Dollarwerte,/Gulden, Pfund und Schwedenkrone,/Selbst die Lira ist nicht ohne,/Schweizer Frank und Yen sodann, –/Kauf dir einen ganzen Haufen,/Alles, alles ist zu kaufen,/Wenn man es bezahlen kann!/ Selbst mit ein paar Tschechen-Kronen/Kann sich das Geschäft noch lohnen.» In Berlin entstanden an allen Ecken und Enden sogenannte «Dollarbudens», Häuschen aus Glas, wo fremde Währung eingetauscht werden konnte. «Sie sind ständig voller Leute, und weil darin wenig Platz ist, drängen sich auch draußen viele (...), beobachtete der Reporter Egon Erwin Kisch. «Die Börse gibt ununterbrochen die Kurse durch (...). Hier werden Lei, Peseten, Pfunde, Tschechenkronen, polnische Mark und Wiener Kronen, Dollar und Yen gewechselt, hier wird die Nietzschesche «Umwertung aller Werte» vollzogen, deren Tempel sie sind.»

• • • • •

Niemand repräsentierte die «Umwertung der Werte» so wie die «Schieber» – oder «Raffkes», wie sie der Berliner Volksmund nannte. Schon durch ihr Äußeres stachen sie hervor. In seinen Erinnerungen «Als wär's ein Stück von mir» hat der Schriftsteller Carl Zuckmayer diesen Typus beschrieben: «Die Schieber mit weiten «Tangohosen» und einem koketten Gürtelchen auf der Rückseite des knapp geschnittenen Sakkos, der sich in auffälligen Farben hielt, rotbraun, orange und lila, großkariert –

die zackigen Hochstapler, die Totogewinner der Börse und der Literatur, mit schwarzer Hornbrille und sogenanntem «Bolschewikenschnitt», das Haar glatt zurückgekämmt, den Nacken scharf ausrasiert und dick mit Puder bestreut, füllten die Cafés und gaben den Ton an. Der Ton war bewusst zynisch, kaltschnäuzig, salopp, womit eine permanente Unsicherheit kess zugedeckt wurde.» Die Schieber fuhren schnelle Autos, rauchten teure Zigarren, speisten in «Schlemmerlokalen» – und umgaben sich mit mondänen Frauen. Zumeist handelte es sich um relativ junge Leute, die keine Hemmungen kannten, um sich in der Wolfsgesellschaft der Inflationszeit über gängige Konventionen und traditionelle Spielregeln hinwegzusetzen. «Den Jungen und Flinken ging es gut», erinnerte sich Sebastian Haffner. «Über Nacht wurden sie frei, reich, unabhängig. Es war eine Lage, in der Geistesträgheit und Verlass auf frühere Erfahrung mit Hunger und Tod bestraft, aber Impulshandeln und schnelles Erfassen einer neuen Lage mit plötzlichem, ungeheurem Reichtum belohnt wurde. Der einundzwanzigjährige Bankdirektor trat auf, wie auch der Primaner, der sich an die Börsenratschläge seiner etwas älteren Freunde hielt. Er trug Oscar-Wilde-Schlipse, organisierte Champagnerfeste; und unterhielt seinen verlegenen Vater.»

In einem satirischen Beitrag schwang sich «Die Weltbühne» im Dezember 1922 zu einer «Verteidigung des Schiebers» auf. «Wir sind die neuen Männer, die die verknöcherten Routiniers, die Leute mit den abgewirtschafteten Traditionen ersetzen. Die Lebensnahen mit den eisernen Nerven (...), ließ das Blatt einen typischen Vertreter dieser Abzockergeneration selbstbewusst verkünden. «Wir sind Kinder des Volkes, die emporkommen. Wir sind die wahren Revolutionäre. Schieber? Wir sind Deutschlands Zukunft.»

Häufig wurde der Typus des Schiebers mit dem Stereotyp des «jüdischen Spekulanten» in Verbindung gebracht. Da sich die galoppierende Geldentwertung einer rationalen Erklärung entzog, lag es für viele nahe, dafür das Wirken finsterner Mächte verantwortlich zu machen. So verstärkte die Inflation antisemitische Ressentiments, die in der Kriegs- und Revolutionszeit einen starken Auftrieb erhalten hatten. Bereits im Früh-

jahr 1920 hieß es in einem Stimmungsbericht aus Bayern: «Der Hass weitester Kreise richtet sich in gesteigertem Maße gegen die Juden, die den größten Teil des Handels an sich reißen und sich nach Anschauung aller am meisten auf Kosten ihrer Mitmenschen in der gewissenlosesten Weise bereichern. In Eisenbahn- und Straßenbahnwagen und bei allen nur möglichen Gelegenheiten hört man auf die Juden schimpfen.» Dem aufgehenden Stern der Münchner Politszene, Adolf Hitler, sollte sich hier ein idealer Resonanzboden für seine hemmungslose Demagogie bieten.

•••••

Besorgt registrierten die Behörden einen allgemeinen Verfall der Sitten. Vor allem Berlin wurde zum Inbegriff der Dekadenz und des Lasters. Klaus Mann, der, noch nicht ganz siebzehn, im Sommer 1923 mit seiner älteren Schwester Erika zum ersten Mal die Hauptstadt besuchte, war fasziniert: «Die Stadt erschien zugleich erbarmungswürdig und verführerisch: grau, schäbig, verkommen und doch vibrierend von nervöser Vitalität, gleißend, glitzernd, phosphoreszierend, hektisch, animiert, voll Spannung und Versprechen.» Ein großes Vergnügen bereitete es ihm, den Prostituierten zuzuschauen, die allabendlich in der Tauentzienstraße oder der Oranienburger Straße promenierten: «Manche von ihnen war kindlich jung, während andere die tiefen Furchen um Mund und Augen mit keiner Schminke mehr kaschieren konnten (...) Es gab Weiblichkeit in jeder Preislage, für jeden Geschmack, selbst für den ausgefallenen. Einige Damen – grimmige Matronen in strenggeschnittenen Kostümen – fielen durch hohe Stiefel aus rotem oder grünem Leder auf. Es war eine dieser Gestiefelten, die mir zu meinem Entzücken zuflüsterte: «Magste Sklave sein?», wozu sie auch noch eine Reitgerte an meiner Wange vorbei durch die Luft zischen ließ. Ich fand das wundervoll.»

Neben der erwerbsmäßig betriebenen Prostitution gab es auch immer mehr junge Frauen aus gutbürgerlichen Familien, die, von der nackten Not getrieben, ihre Dienste feilboten. Der russische Schriftsteller Ilja Ehrenburg, der von 1921 bis 1923 in Berlin lebte, berichtet in seinen Erinnerungen, was er eines Abends mit seinem Freund in einer Privat-

wohnung erlebte: Nachdem ihnen Sekt eingeschenkt worden war, «erschieden die beiden Töchter des Hauses im Evakostüm und tanzten (...) Die Mutter blickte die ausländischen Gäste erwartungsvoll an: Vielleicht würden sie die Töchter anziehend genug finden, um Geld springen zu lassen – Dollars natürlich (...) «Und so was nennt sich Leben!» seufzte die ehrbare Frau Mama. «Der Weltuntergang ist das.»

Auch der Männerstrich florierte. Homosexualität war zwar strafbar, aber Berlin stand in dem Ruf, dass Schwule hier in Ruhe gelassen wurden. «Den Kurfürstendamm entlang promenierten geschminkte Jungen mit künstlichen Taillen und nicht nur Professionelle», beobachtete Stefan Zweig. «Jeder Gymnasiast wollte sich etwas verdienen, und in den verdunkelten Bars sah man Staatssekretäre und hohe Finanzleute ohne Scham betrunkene Matrosen zärtlich hofieren.»

Aber auch die sogenannte «freie Liebe» nahm bisher nicht gekannte Dimensionen an. Warum sollte eine junge Frau aus der Mittelschicht bis zur Ehe keusch bleiben, wo doch das Mitgiftsystem, das bisher die Heiratspläne reguliert hatte, durch die Geldentwertung außer Kraft gesetzt wurde? Mit der Inflation setzte sich bei vielen Mädchen die Ansicht durch, dass Jungfräulichkeit sich nicht mehr lohne. «Jetzt gehörte es dazu, «miteinander zu schlafen» – gleichgültig, ob man den Partner oder die Partnerin liebte oder auch nur zu lieben glaubte. Es gehörte einfach dazu. Es war schick, Verhältnisse zu haben», erinnerte sich der Schriftsteller Curt Riess, in den zwanziger Jahren Sportreporter und später Theater- und Filmkritiker beim «12-Uhr-Blatt» in Berlin. Über eine ähnliche Erfahrung berichtet Sebastian Haffner: «Überall war jeder mit der Liebe beschäftigt mit Hast und Lust. Ja, die Liebe hatte selbst einen inflationären Charakter angenommen. Die Gelegenheit musste ergriffen werden (...) Der «neue Realismus» der Liebe wurde entdeckt. Es gab einen Ausbruch sorgloser, hektischer, fröhlicher Leichtlebigkeit. Typisch folgten Liebesaffären einem extrem schnellen Lauf ohne Umwege. Die Jungen, die in jenen Tagen lieben lernten, übersprangen die Romantik und umarmten den Zynismus.» Ausdruck dieses Lebensgefühls war einer der populärsten Schlager der damaligen Zeit, der mit den Versen be-

gann: «Warum denn weinen, wenn man auseinandergeht,/Wenn an der nächsten Ecke schon ein anderer steht.»

.....

Da ungewiss war, was das Morgen bringen würde, lebten viele Menschen für das Heute, für den Genuss des Augenblicks. «Nach uns die Sintflut», lautete die Devise. Das Verlangen, sich zu amüsieren, kannte keine Grenzen mehr. Clubs, Bars und Nachtlokale schossen wie Pilze aus dem Boden. Wie schon in den ersten Monaten nach Kriegsende griff eine regelrechte Tanzwut um sich. «Millionen von unterernährten, verzweifelt geilten, wütend vergnügungssüchtigen Männern und Frauen torkeln und taumeln dahin im Jazz-Delirium. Der Tanz wird zur Manie, zur *idée fixe*, zum Kult (...)», beschrieb Klaus Mann die ausschweifende Szene in Berlin. «Man tanzt Foxtrott, Shimmy, Tango, den altertümlichen Walzer und den schicken Veitstanz. Man tanzt Hunger und Hysterie, Angst und Gier, Panik und Entsetzen (...) Ein geschlagenes, verarmtes, demoralisiertes Volk sucht Vergessen im Tanz.»

Besonders wild ging es nach der Schilderung Stefan Zweigs in den Berliner Transvestitenlokalen zu: «Selbst das Rom des Sueton hat keine solche Orgien gekannt wie die Transvestitenbälle, wo Hunderte von Männern in Frauenkleidern und Frauen in Männerkleidung unter den wohlwollenden Blicken der Polizei tanzten. Eine Art Irrsinn ergriff im Sturz aller Werte gerade die bürgerlichen, in ihrer Ordnung unerschütterlichen Kreise.»

Die Tanzwut blieb nicht auf öffentliche Lokale beschränkt. Auch bei privaten Zusammenkünften wurde getanzt wie nie zuvor. So erlebte Victor Klemperer an einem Abend im März 1923, wie sich in der Villa eines befreundeten Paares die ganze Gesellschaft nach dem Essen in einen großen Raum begab, um sich ganz dem Tanzvergnügen hinzugeben. «Dort haben sie ein Grammophon, u(nd) dort tanzen sie, die Ehepaare für sich u(nd) unter sich (...). Nun lernten wir sie kennen, u(nd) es war wirklich hübsch. Die amerikanischen, exotisch-erotisch-wahnsinnigen Tänze, die Melodien, die uns vom Kino her vertraut sind.»

Ausdruck der Zeitstimmung waren auch die Lieder, die zum Tanz in Bars und Kaffeehäusern gesungen wurden. Ein anderer Schlager, der sich in den Jahren der Inflation besonderer Beliebtheit erfreute, endete mit dem Refrain: «Wir versaufen unser Oma ihr klein Häuschen,/Wir versaufen unser Oma ihr klein Häuschen, und die erste und die zweite Hypothek.» In der «Weltbühne» interpretierte Kurt Tucholsky das Lied als «vollendetsten Ausdruck der Volksseele». Es enthalte «klipp und klar die augenblickliche volkswirtschaftliche Lage»: «Wir leben von der Substanz. So, wie der Rentner nicht mehr von seinen Zinsen existieren kann, sondern gezwungen ist, sein Kapital anzugreifen – so auch hier. Man beachte mit welcher Feinheit die beiden Generationen einander gegenübergestellt sind: die alte Generation der Großmutter, die noch ein Häuschen hat, erworben von den emsig verdienten Spargroschen – und die zweite und dritte Generation, die das Familienvermögen keck angreifen und den sauren Schweiß der Voreltern durch die Gurgel jagen!»

•••••

Nacktheit wurde in einem nie zuvor gekannten Ausmaß enttabuisiert. In Revuetheatern, Kabaretts und Lokalen traten einzelne oder Gruppen von Tänzerinnen auf, die ihre Reize kaum verhüllt zur Schau stellten. In Berlin machte die Nackttänzerin Anita Berber Furore. Grell geschminkt, dem Kokain zugeneigt, verkörperte die knabenhaft schlanke, dunkle Schönheit wie keine zweite die fiebrige Atmosphäre der Inflationszeit. Auch privat nahm sie es mit der Moral nicht so genau. Sie hatte drei Ehemänner und ungezählte Liebschaften, mit Männern und Frauen gleichermaßen. Als die Skandalnudel im November 1928, mit nur 29 Jahren, vom Rauschgift- und Alkoholkonsum zermürbt, starb, gab ihr die Halbwelt Berlins das letzte Geleit.

Für Amüsement und Zerstreuung sorgte nicht nur das zügellose Nachtleben. Auch die Sportbegeisterung feierte in den Jahren der Inflation neue Triumphe. Großer Beliebtheit erfreuten sich die Sechstagerennen im Berliner Sportpalast in der Potsdamer Straße. Im Parkett und auf den Tribünen drängten sich Tausende Menschen, darunter viel Pro-

minenz aus Film und Theater. «Dreizehn Radrennfahrer, jeder zu einem Paar gehörend, begannen am Freitag, um neun Uhr abends die Pedale zu treten (...), und seither tobt Tag und Nacht, Nacht und Tag das wahnwitzige Karussell», schrieb Egon Erwin Kisch in einer Reportage über das Spektakel. Als 1923 erstmals der Walzer «Wiener Praterleben» gespielt wurde, begleitete Reinhold Habisch, genannt «Krücke» – er hatte bei einem Unfall ein Bein verloren –, jeden dritten Takt der Komposition mit schrillen Pfiffen. So wurde der «Sportpalastwalzer» zur Hymne der Sechstagerennen.

Auch der Boxsport entwickelte sich zu einer Hauptattraktion. Er stand für beides: für Vergnügungssucht und die Lust an der rohen Gewalt. Im archaischen Duell Mann gegen Mann im Ring, im jähen Wechsel von Triumph und Niederlage spiegelte sich das Drama einer Welt, in der es keine Sicherheiten mehr gab und viele Menschen mehr denn je den Wechselfällen des Glücks ausgesetzt waren. Zu den Lieblingen des Publikums zählte Hans Breitensträter. 1919 startete er seine Profikarriere als Boxer – fünf Jahre, bevor Max Schmeling in den Ring treten und es bald zu internationalem Ruhm bringen sollte. Im April 1920 gewann Breitensträter die deutsche Meisterschaft im Schwergewicht, die er in den Jahren der Inflation verteidigte. Ende Februar 1924 verlor er den Titel an Paul Samson-Körner in der dritten Runde durch K. O. Der «blonde Hans», wie er genannt wurde, boxte nicht nur attraktiv, er kam mit seinem durchtrainierten Körper auch den Vorstellungen eines Modellathleten nahe. Das Vitale, Unversehrte sprach besonders an in einer Zeit, als der Anblick der Kriegsinvaliden noch überall präsent war.

.....

Luxus und Vergnügungsgier der Neureichen und Ausländer kontrastierten scharf mit der elenden Situation der Kriegversehrten. «An jeder Ecke standen die Opfer des verlorenen Krieges. Zerlumpt und auf Krücken oder ohne Beine auf der Erde hockend, hielten sie ihre alten, zerschissenen Soldatenmützen auf», erinnerte sich die Schauspielerin und Kabarettistin Trude Hesterberg. «Was sollte man hineintun? Fünfhun-

dert, tausend, eine Million? Am Tag darauf war das soviel wert wie ein Pfennig!» Wie in einem Brennspiegel trafen in der Wartehalle des Bahnhofs Zoo, mitten im Vergnügungsviertel Berlins, die sozialen Gegensätze aufeinander: «In Spitzen- und Seidenkleidern, pelzbesetzten Ballmänteln und im Smoking saß das Amüsierpublikum zwischen den wenigen müden Reisenden, die nicht genug Geld hatten, um die Nacht in einem Hotelbett zu verbringen und die hier auf ihren ersten Zug warteten. Die andern, Gäste aus Dollarika, aus dem holländischen Guldenland und mit Schmuck behängte Emigrantenfrauen aus Russland saßen neben Stars von Bühne und Film, neben frecher Inflationsjugend, zwischen Banklehrlingen und Dollarschiebern. Daneben drängte sich der geschminkte Abhub der Straße, vor allem halbreife Weiblichkeit. Das gab ein lärmendes, schreiendes Bild, wie es in Berlin noch nicht dagewesen war (...). Während man unter den Stadtbahnbogen weitertobte, standen draußen auf der Straße die Kriegskrüppel und boten Streichhölzer oder Schnürsenkel an. Armselige Winkeldirnen strichen herum, die selbst um die Preisgabe ihres Körpers damals nicht den Unterhalt für den nächsten Tag erschwingen konnten.»

Angesichts des sprunghaften Markverfalls blieb vielen Menschen gar nichts anderes übrig, als die «Flucht in die Sachwerte» anzutreten – ein Begriff, der sich 1922/23 fest im deutschen Schlagwortrepertoire etablierte. Das Geld möglichst rasch auszugeben, bevor es weiter an Wert verlor, wurde zur Überlebensfrage. In Phasen besonders schneller Teuerung kam es zu regelrechten «Kaufpaniken». So berichtete die «Deutsche Allgemeine Zeitung» im Juli 1923: «Unruhe und Nervosität greifen Platz. Man stürzt sich auf die Läden. Man kauft, was zu kaufen ist. Man hamstert notwendige und überflüssige Dinge (...) Der Riesenbedarf steigert den Preis. Die Teuerung wächst. Alle Millionen reichen nicht für den dringendsten Magenbedarf.» Und in der «Berliner Illustrierten Zeitung» beobachtete ein Journalist einen Monat später: «Das trommelt täglich auf die Nerven: der Zahlenwahnsinn, die ungewisse Zukunft, das über Nacht wieder fraglich gewordene Heute und Morgen. Epidemie der Angst, der nacktesten Not: dem Blick längst entwöhnt gewesene

Käuferschlangen stehen wieder vor den Läden (...), die Stadt, die große steinerne Stadt wird wieder einmal leer gekauft. Reis, gestern noch das Pfund 80 000 Mark, kostet heute 160 000 Mark, morgen vielleicht das Doppelte, übermorgen zuckt der Mann hinterm Ladentisch die Achseln: «Reis ist alle.» Also Nudeln! «Nudeln sind alle.» Also Graupen, Grieß, Bohnen, Linsen, nur kaufen, kaufen, kaufen! Das Stück Papier, das funkelneue Banknotenpapier, noch feucht vom Druck, heute früh als Wochenlohn ausgezahlt, schrumpft an Wert auf dem hastigen Weg zum Kaufmannsladen. Die Nullen, die wachsenden Nullen! «Ne Null is eben nischt!» – Mit dem Dollar steigt das: Hass, Verzweiflung, Not.»

Wie sich unter solchen Bedingungen der Alltag in einer einst gut-situierten Berliner Beamtenfamilie gestaltete, hat Sebastian Haffner in der Rückschau anschaulich beschrieben. Wenn der Vater am Monatsende sein Gehalt bekam, kaufte er auf der Stelle eine Monatskarte für die U-Bahn. Danach wurden rasch Schecks für die Miete und das Schulgeld ausgestellt, und am Nachmittag ging die ganze Familie zum Friseur. Am nächsten Morgen, gegen fünf Uhr früh, fuhr die Mutter mit den Kindern und dem Dienstmädchen mit einem Taxi zum Großmarkt. Dort wurde innerhalb einer Stunde der größte Teil des Monatsgehalts für unverderbliche Lebensmittel ausgegeben: «Riesige Käse, ganze Schinken, Kartoffeln zentnerweise wurden in das Taxi geladen. Wenn der Platz nicht ausreichte, besorgte das Dienstmädchen mit einem von uns noch einen Handkarren. Ungefähr um acht Uhr, noch vor Schulanfang, kehrten wir nach Hause (zurück), mehr oder weniger für eine einmonatige Belagerung versorgt.»

Neben der Flucht in die Sachwerte gab es auch das umgekehrte Phänomen: eine Flucht aus den Sachwerten. Angehörige der Mittelschicht, die weder über regelmäßiges Einkommen noch über Rücklagen oder ausländische Devisen verfügten, waren gezwungen, in improvisierten Auktionen alte Erbstücke oder sonstige Kostbarkeiten zu veräußern. «Ein Gang durch den kleinen Verkaufsraum mit seinen Tischen und Glasschränken bewegt das Herz», berichtete die «Niederdeutsche Zeitung» im Oktober 1922. «Da liegen so mancherlei Herrlichkeiten ausgebreitet, die das Auge

erfreuen: (...) wundervolle türkische und gestickte Seidenschals, ziervoll geschnitzte Figürchen, alte Porzellane, Uhren, Perlenarbeiten, Leinenstickereien, Silbergerät – kurz alles, was einst einen Haushalt schmückte, ist hier zusammengetragen (...) Ein Blick aus dem Fenster – da gleitet das unruhige Leben der Großstadt vorüber, da prunken Seidenstrümpfe und kostbare Pelze, da flitzen Autos mit fetten Schiebergestalten darin (...), und hier drin, im stillen Raum, da weint still und schmerzvoll das verarmende Deutschland sein lautloses Elend.»

.....

Wie die überkommenen Moralvorstellungen lösten sich in der Inflation auch die traditionellen bürgerlichen Eigentumsbegriffe auf. Die Unterschiede zwischen «Mein» und «Dein» verschwammen. Die Kriminalitätsdelikte nahmen in dem Maße zu, wie der Kurs der Mark verfiel und die Verelendung breiter Volksschichten voranschritt. Taschendiebe hatten Hochkonjunktur. Diebesbanden durchkämmten Berlin und andere Großstädte und klauten, was nicht niet- und nagelfest war – Messingklinken an den Türen, bronzene Grabplatten auf Friedhöfen oder Kunstwerke in Kirchen und Museen. Fassadenkletterer brachen in Nobelwohnungen ein und entwendeten Schmuck, Pelze und Silberzeug. Der größte Teil der Kleinkriminalität bezog sich freilich auf die Dinge des täglichen Bedarfs. Vielerorts griffen notleidende Städter zur Selbsthilfe und plünderten Gemüseläden oder Bäckereien.

Andere fuhren mit Rucksäcken aufs Land, um hier Lebensmittel zu hamstern – Butter, Schinken, Eier, Mehl, Kartoffeln. Statt der zunehmend wertlosen Papiermark verlangten die Bauern als Entgelt Tauschware – Schmuck, Gemälde, Teppiche, Porzellan. So gingen auch viele Familienerbstücke in den Besitz der Landbevölkerung über. Wer nichts Wertvolles anzubieten hatte, der suchte sich nicht selten durch Felddiebstähle das Notwendige zu beschaffen. Aufrufe der Regierung zur Solidarität von Stadt und Land verhallten ungehört. Im Tollhaus der Hyperinflation war sich jeder selbst der Nächste, war der Kampf aller gegen alle zur neuen Normalität geworden. «Wolf unter Wölfen» hat

Hans Fallada seinen Inflationsroman aus dem Jahr 1937 genannt, der noch einmal die Erinnerung an eine aus den Fugen geratenen Zeit wachrief, in der «alles täglich dem Dollarkurs entgegen fieberte, da fast aller Gedanken sich um Geld drehten, um Zahlen, um gedrucktes Papier, um mit immer mehr Nullen bedrucktes Papier».